

Alle sind benachteiligt, alle werden diskriminiert

Unsere Gesellschaft war kaum je offener und ausgeglichener. Und trotzdem fühlen sich alle als Opfer. Warum ist das so?



René Scheu

W er die täglichen Nachrichten mit besonderem Augenmerk für Phänomene der Diskriminierung studiert, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Die Welt erscheint plötzlich als ein grosses Jammertal. Alle möglichen Gruppen fühlen sich notorisch herabgesetzt, benachteiligt, verunglimpft, diskriminiert: die Frauen, die Alten, die Jungen, die Ausländer, die Inländer, die Armen - und so weiter und so fort. Unzählige anwaltschaftliche Organisationen nehmen sich voller Verve der Schutzbedürftigen an. 1001 staatliche Beratungs-, Gleichstellungs- und Schlichtungsstellen widmen sich hingebungsvoll der Aufgabe, den Sich-benachteiligt-Fühlenden zu ihrem Recht zu verhelfen, sei es in der Familie, am Arbeitsplatz oder in der Öffentlichkeit.

Ich spreche hier nicht von echter Diskriminierung - der konsequenten Herabsetzung von Menschen aufgrund der Zuschreibung nicht selbstgewählter Eigenschaften wie Rasse, Ethnie oder Geschlecht. Vielmehr

geht es mir um eine diffuse Grundbefindlichkeit des Sich-zurückgesetzt-Fühlens, die in den mitteleuropäischen Wohlstandszonen chronisch geworden ist. Für den kritischen Zonenbewohner stellt sich die interessante Frage: Wie kommt es, dass in den wohl egalitärsten und freizügigsten Gesellschaften aller Zeiten die Zahl der Klagen wegen Diskriminierung inflationäre Ausmass angenommen hat?

Dieser Widerspruch lässt sich erklären, wenn man die Ideologie des Egalitarismus studiert, der den gesellschaftspolitischen Diskurs der Gegenwart prägt. Demnach stellt der Mensch eine Art Neutrum dar, ein abstammungsfreies, voraussetzungsloses, geschlechtsindifferentes Wesen. Jede Form der Mitgift, seien es Intelligenz, Vermögen oder kultureller Hintergrund, ist verpönt und gilt als unverdiente Privilegierung des Individuums. Was zählt, sind einzig die eigenen Ambitionen. Hier kippt der egalitäre Individualismus dann in eine neue Form des individualistischen Kollektivismus: Bleibt mein Status hinter meinen Ambitionen zurück, müssen es die anderen gewesen sein, die mich an der Selbstverwirklichung gehindert haben, auf die ich einen Anspruch habe. Sie haben mich zumindest insofern unterdrückt, als sie mich nicht befähigt haben, meinen Weg zu gehen. Kurz gesagt: Sie haben mich diskriminiert.

Die moderne Gesellschaft stellt sich in dieser Optik als Vergleichsraum dar, in dem



Bleibt mein Status hinter meinen Ambitionen zurück, müssen es die anderen gewesen sein, die mich an der Selbstverwirklichung gehindert haben.

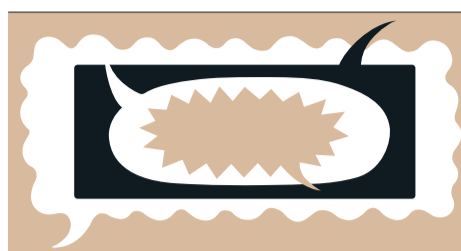
sich erst einmal furchtlos jeder mit jedem misst. Die Vergleichsmanie produziert wenige Gewinner und eine Menge Verlierer, von denen viele nicht mit dem Ergebnis des Vergleichs leben können. Die Schuld an ihrem Versagen geben sie selbstbewusst den anderen - die Welt erscheint ihnen als eine grosse Verschwörung der Privilegierten gegen jene, die ihre Lebenschancen nicht nutzen konnten. Dagegen hilft nur eins: klagen. Und so wird die Welt trotz historischer beispiellosem Wohlstand, trotz riesigen Umverteilungsströmen und trotz individueller Förderung auf allen Stufen zum grossen Jammertal.

Der Beobachter staunt: Der Egalitarismus - die Gleichheit in allen Belangen nicht als Ideal, sondern als Obsession - bewirkt das Gegenteil des Beabsichtigten, nicht eine Begegnung der Menschen auf Augenhöhe, sondern ein überhebliches Herabblicken auf die anderen, nicht Toleranz, sondern Missstrauen. Ein Mittel gegen die breite gesellschaftliche Verdüsterung wäre ein neues, positives Wort für den Begriff der sozialen Ungleichheit. Das wäre eine ehrenwerte intellektuelle Arbeit für die nächsten Jahre. Allerdings auch eine riskante. Wer sie leisten will, muss damit rechnen, gevierteilt zu werden. Ich wage es zum Schluss trotzdem. Wie wäre es mit: Chancendynamik?

René Scheu ist Philosoph und Herausgeber des liberalen Magazins «Schweizer Monat».



ILLUSTRATION: GABRIEL COPP



Showdown

Pascal Hollenstein

Die Osterzeit gehört ohne Zweifel zu den schönsten Perioden im Jahreskreis. Besonders für die lieben Kleinen ist das Fest der Auferstehung Christi ein herrliches Erlebnis, das uns jedes Jahr von Neuem entzückt. Herrlich, wie sie sich zuerst um ihre Osternestli streiten, wie sie sich verprügeln und wieder versöhnen! Grossartig, wie sie mit schokoladenverschmierten Fingern das weisse Einerlei der Tapeten kunstfertig etwas auflockern! Ostern ist ein Hit. Ausgedehnte Spaziergänge, unterbrochen nur von sintflutartigen Regen- und Hagelschauern, führen uns die ganze Schönheit der Schöpfung vor Augen. Wir schnupern am Bärlauch im Walde, jener Pflanze, die olfaktorisch irgendwo zwischen einer muffelnden Fischleiche und Terpentinersatz einzuordnen ist.

In Summa: Ostern ist grossartig - wären da nicht diese neumödigen Osterkörbe. Diese geflochtenen, überdimensionalen Blumentöpfe voller Erde und Blumen sind eine Geissel der Menschheit. Hat einmal jemand die Osterglocken gefragt, ob sie in lächerlichen Körbchen herumgetragen werden wollen? Wie soll man den ganzen Zinnober entsorgen, wenn die schütterten Blümchen alsbald abgerbebelt sind? Kann man Osterkörbe nicht wenigstens so dimensionieren, dass sie problemlos in den Züri-Sack passen? Wie zerkleinert man einen solchen Korb am besten? Mit der Kettensäge? Mit Sprengstoff? Mit dem Flammenwerfer? Nuklear?

Juristisch ist die Sache klar: Wer einen Osterkorb-Schenker mit einem Handkantenschlag niederstreckt, handelt in Notwehr. Aber ist es richtig, zum höchsten Christenfest der Gewalt zu huldigen? Die Sache muss politisch gelöst werden, das liegt auf der Hand. Warum tut die CVP nicht einmal wirklich etwas für die Familien dieses Landes und lanciert eine Volksinitiative gegen Osterkörbe?

TV-Kritik Von Michael Furger

Wie ein Film hilft, uns mit dem Tod zu versöhnen

Wie wir sterben
3Sat, 2. April 2015, 20 Uhr 15

«Menschen suchen immer nach Sicherheit», sagt der Palliativmediziner Gian Domenico Borasio ganz zum Schluss. «Aber die einzige Sicherheit ist, dass wir sterben werden.» Es wäre also hilfreich, fährt er fort, das eigene Leben aus der Perspektive dieser einen Sicherheit zu betrachten. Borasio setzt mit diesem Rat den Schlusspunkt hinter einen beeindruckenden Dokumentarfilm. Es geht ums Sterben. Und das Beeindruckende daran ist, wie schonungslos und packend und gleichzeitig einfühlsam und voller Pietät die Autorinnen über den Tod berichten.

Wie ein Mensch nach einem Herzstillstand stirbt, wie seine Organe ausfallen, sich zersetzen, wie die Totenstarre eintritt, vermittelt der Film mit wissenschaftlicher Nüchternheit. Man erfährt, was passiert, wenn Menschen ertrinken, erfrieren oder verbrennen. Es wird das Todesdreieck erklärt, eine blasse Verfärbung der Haut zwischen Mund und Nase, die den Tod ankündigt genauso wie die Kirchhofrosen an Gelenken, Händen und Füssen.

Wäre das alles, wäre es einfach nur ein gut gemachter Film aus der Abteilung Wissenschaft. Dass dieser Film mehr ist, hat er den Geschichten übers Sterben zu verdan-



Präzise, sorgfältig und gerade deshalb auch tröstlich: Eine Szene aus dem Film über das Sterben.

ken. Zum Beispiel über eine junge Krebspatientin, die ihren letzten Tag erlebt. Über einen Witwer, der berichtet, wie seine schwerkranke Frau dank einer Sterbehelferin in der Schweiz den Tod zu einem «guten Erlebnis» gestalten konnte. Oder über einen Bestatter, der Verstorbene liebevoll wäscht, ankleidet und frisiert, als wären sie noch am Leben. Es sind sorgfältig erzählte Geschichten, nicht reisserisch, nicht voyeuristisch, sondern immer mit dem Ziel, das Sterben verständlich zu machen und ihm seinen Schrecken zu nehmen.

Und so schafft es der Film, uns mit dem Tod ein bisschen zu versöhnen, zumal wir etwas Tröstliches erfahren. Unser Sterben hat schon im Mutterbauch begonnen. Täglich sterben Millionen unserer Zellen einen programmierten Tod. Nur dank dieser sogenannten Apoptose kann sich unser Körper gesund entwickeln. Das ist tatsächlich eine interessante Perspektive.

Grenzerfahrung

Gefährliches Inseldasein



Marina Masoni

Ein eingeeigelter Kanton in Abwehrlage: Das ist das Bild des Tessins heute. Es ist das Bild einer Vertrauenskrise und der Furcht vor dem, was im Ausland passiert, vor allem in Italien.

Das Kantonsparlament hat letzte Woche unmissverständliche Beschlüsse gefasst, die zu diesem Bild passen: Beschlossen wurde ein sogenanntes Ethik-Label für Unternehmen, die statt Grenzgängern einheimische Arbeitnehmer beschäftigen (das Label soll nicht vom Staat, sondern von den Wirtschaftsverbänden verliehen werden, die jedoch dagegen sind). Beschlossen wurde auch ein Verzeichnis von Handwerksbetrieben im Bauwesen, die künftig nur noch zu Aufträgen für die öffentliche Hand und Private im Kanton kommen, wenn sie dort eingetragen sind (dieser Vorstoss wurde fast einstimmig angenommen; nur ein CVP-Vertreter stimmte dagegen mit der berechtigten Begründung, die neue Regelung sei unvereinbar mit dem Bundesgesetz über den Binnenmarkt). Gutgeheissen wurde auch eine parlamentarische Initiative der Sozialisten, um die Folgen des starken Frankens abzufedern, durch Massnahmen wie etwa Gutscheine für lokale Hotels und Restaurants,

die der Kanton unterstützen sollte. Und schliesslich wurde eine Verfassungsinitiative der Grünen angenommen zur Einführung von branchenspezifischen Mindestlöhnen, um die Flut der Grenzgänger einzudämmen. Die Abstimmung darüber erfolgt im Juni.

All diese Signale gehen in dieselbe Richtung: Viele Tessinerinnen und Tessiner sind der Öffnung durch die bilateralen Abkommen mit der EU müde; viele leiden unter den Auswirkungen der Wirtschaftskrise in Italien, die durch den offenen Arbeitsmarkt auf den Kanton übergehen - in Form von Grenzgängern, Temporärarbeitern, *padroncini* genannten Kleinstunternehmern und Selbständigerwerbenden, die Tessiner Angestellte und Betriebe verdrängen. Es ist zu einem Sinneswandel gekommen: Die Grenze wird nicht mehr als Chance für mehr Wachstum und Wohlstand wahrgenommen, sondern als Bedrohung für den in den vergangenen Jahren erarbeiteten Wohlstand. Mittlerweile teilen fast alle Parteien diese Ansicht, nicht mehr nur die Lega dei Ticinesi oder die SVP. Das ist gefährlich. Historisch gesehen, hat das Tessin immer dann am meisten geleistet, wenn es sich den Ideen, den Personen und den Unternehmen von aussen geöffnet hat, wenn es fähig war, diese äusseren Impulse positiv umzusetzen. Heute jedoch wird alles, was von aussen kommt, mit Missstrauen bedacht. Es ist aus Prinzip negativ. Die kommenden Jahre werden politisch sehr schwer werden, auch was die Beziehungen mit der restlichen Schweiz anbelangt.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.